„Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie.“

Rundfunkhistorisches Gespräch mit Klaus Bresser (Auszüge)

Klaus Bresser, geb. 22. Juli 1936 in Berlin, war bereits während seiner Schulzeit journalistisch tätig (u.a. freier Mitarbeiter der „Aachener Volkszeitung“ und der „Aachener Nachrichten“). Von 1956 bis 1961 studierte er in Köln Germanistik, Theaterwissenschaften und Soziologie, volontierte gleichzeitig ab 1958 beim „Kölner Stadt-Anzeiger“ und schrieb für mehrere andere Zeitungen und Zeitschriften. Ab 1961 arbeitete er als Redakteur beim „Kölner Stadt-Anzeiger“.

1965 wechselte Bresser das Medium und ging als Redakteur mit besonderen Aufgaben zum Westdeutschen Rundfunk (WDR). Nach einem kurzen Intermezzo bei der Männerzeitschrift „M“ kehrte er zum WDR zurück, um dort zahlreiche verantwortliche Funktionen (v.a. Redaktionsleiter von „Monitor“) zu übernehmen.

Ende 1977 wechselte Klaus Bresser zum ZDF, wo er sich zunächst um den Aufbau des „heute-journals“ kümmerte und die Redaktion später leitete. Ab 1983 war er Chef der Hauptredaktion Innenpolitik des Senders, 1988 übernahm er die ZDF-Chefredaktion. Seit 2000 befindet sich Bresser im Ruhestand.

Am 20.3.2018 führte Margarete Keilacker in Berlin ein Gespräch über seine Erinnerungen.

Wenn man Ihre Biografie liest, meint man sofort, Sie seien ein Vollblutjournalist. Sie haben schon als Zwölfjähriger eine Zeitung gemacht. Sie haben als Schüler und während des Studiums bei mehreren Zeitungen mitgearbeitet – freiberuflich – und geschrieben, Regionales und Feuilleton und sowas. Wie kommt das, dass Sie so zeitig so intensiv angefangen haben?

Schon als Volksschüler hat sich das bei mir festgesetzt: Journalist ist der schönste Beruf der Welt. Vielen anderen Neuigkeiten mitzuteilen, ist eine faszinierende Aufgabe. Ich habe nie etwas anderes als Journalist werden wollen. Mein Vater, Ingenieur von Beruf, war nach dem Krieg ganz anderer Meinung. Der Junge sollte etwas…

...Vernünftiges werden…

… etwas Seriöses, etwas Handfestes lernen – ein Handwerk. Ich setzte mich, unterstützt von meiner Mutter, gegen ihn durch und ging in Aachen auf das Gymnasium, in Köln dann zum Studium der Germanistik und Soziologie Sie sagten es schon, mit zwölf Jahren habe ich angefangen, eine Zeitung herauszugeben. Wenn man die drei bis vier handgeschriebenen DIN-A4-Seiten eine Zeitung nennen will. Für Verwandte und Bekannte meiner Eltern war sie gedacht mit Berichten über Ereignisse in der Familie und in der Stadt. „Der Kurier“ hieß das Blatt. Mit blauem Pauspapier stellte ich fünf Exemplare her. Meine Schwester verdoppelte die Auflage, indem sie alles noch mal abschrieb. Fast vier Jahre lang ist der „Kurier“, jede Woche einmal, erschienen. Er kostete eine Mark – jede Ausgabe. Missliebige Tanten schickten die manchmal zurück, die orthografischen Fehler angestrichen.

Mit 15 Jahren habe ich dann begonnen, für richtige Zeitungen zu schreiben. Erst für die „Aachener Nachrichten“, später für die „Aachener Volkszeitung“, weil die fünf Pfennig mehr Zeilenhonorar bezahlte. Nicht zehn, sondern 15 Pfennige. In Köln habe ich immer in den Semesterferien beim „Kölner Stadt-Anzeiger“ volontiert. Zugleich aber für andere

Verlage geschrieben, so für „twen“, die wegen ihrer Grafik und ihrer Fotos viel gerühmte Zeitschrift. Ich war jahrelang einziger Twen bei „twen“.

Vor allem aber war ich für den „Kölner Stadt-Anzeiger“ unterwegs und wurde mit 26 Jahren Chefreporter, reiste mit italienischen Gastarbeitern zu Weihnachten nach Kalabrien, begleitete Kennedy, de Gaulle und Breschnew durch Europa.

Also Sie hatten da schon sehr große Erfahrungen in der Presse gesammelt, vor allem auch beim „Kölner Stadt-Anzeiger“. Sie haben dort auch Ihr Volontariat absolviert. Was hat Sie dann zum Rundfunk gezogen? Zumal Sie später mal geschrieben haben, dass die Presse eine präzisere Sprache hätte, als der Rundfunk sie möglich macht.

Ja, das ist wohl so, ich war einer, der ein fast erotisches Verhältnis zur Sprache hatte und fand, dass man sich differenzierter äußern kann im Geschriebenen als im Gesendeten. Aber ich mochte einfach dort sein, wo etwas ganz Neues entstand – wie beim WDR, wo ein zeitkritisches politisches Magazin geplant wurde. Das reizte mich. Ich nahm das Angebot von Intendant Klaus von Bismarck und Redaktionsleiter Claus Hinrich Casdorff an, Redakteur und Reporter bei „Monitor“ zu werden.

Kannten Sie die beiden?

Nein, die kannten mich aus dem Vielen, das ich geschrieben hatte.

Besonders in Erinnerung ist mir mein erster Fernsehbeitrag, weil der von „Monitor“ gar nicht gesendet wurde. Es ging um eine Propagandaaktion der Bundeswehr hinein in die DDR. Ich hatte recherchiert, dass ein Spezialtrupp Heißluftballons mit dem Westwind nach Osten schickte, beladen mit Aktfotos von Frauen und der Botschaft an die Grenzsoldaten der Volksarmee: „Kommt rüber, die Mädchen warten auf euch!“. Das Dumme an der ohnehin dümmlichen Aktion war nur: Einige der Ballons waren diesseits der Zonengrenze in den Bäumen hängen geblieben. Wir fanden die schlaffen Säcke. Zur Vorsicht fragte der WDR aber bei dem „Spiegel“-Anwalt Professor Hans Dahs nach, ob man das veröffentlichen könnte. Die Antwort war: „Geheimnisverrat, steht Gefängnis drauf“. Das wollte der WDR nun doch nicht riskieren. Der Bericht wurde später von „Panorama“ gesendet, ohne irgendwelche Folgen für den NDR.

Als im Frühjahr 1968 der Prager Frühling ausbrach, war ich in der Tschechoslowakei. Ich setzte ganz auf die Kraft der Bilder. Mein Kameramann filmte die Gesichter, die starren, teilnahmslosen der russischen Soldaten auf den Panzern; die der teils zornigen, teils ängstlichen Menschen am Straßenrand. Er filmte auch das Pappschild, dass jemand an einen Baum genagelt hatte: „Proletarier aller Länder geht nach Hause“.

Sie haben mit „Monitor“ sehr viel Gutes versucht, ob gesendet oder nicht.

Ich muss ein bisschen ausholen. Der Überfall der Truppen des Warschauer Pakts auf die Tschechoslowakei, der Vietnamkrieg der Amerikaner, der Aufstand der Studenten in Berkeley, Paris und Berlin. Das alles bewegte mich sehr und politisierte mich. Zugleich flammte eine heftige Debatte über die deutsche Vergangenheit auf – über die Schuld der älteren Generation am Krieg, am Völkermord, am Holocaust. Das alles rief die eigene Kindheit wieder in Erinnerung – die Fliegerangriffe auf Berlin, die flackernden Phosphorbomben in unserem Haus, die Nächte im Luftschutzkeller, den plötzlichen Wohnortwechsel von Berlin nach Kalisz in Polen. Nach der deutschen Besetzung eine Stadt im sogenannten Warthegau. Mein Vater, der als Flugzeugingenieur davon verschont ge-

blieben ist, Soldat zu werden, war dort in einem Rüstungsbetrieb tätig. Im Januar 1945 dann die Flucht nach Westen im offenen Güterzug, meist aber zu Fuß. Ich, acht Jahre alt, habe das zunächst als Abenteuer empfunden. Bald aber nach Tieffliegerangriffen auf den Flüchtlingstreck, den Anblick von Verwundeten und Toten war alles nur noch entsetzlich. Ich wurde krank und erlebte in Wachträumen das Grauen noch einmal.

Aber machen solche Erfahrungen einen später zum 68er? Nein, so sehr ich die Motive verstand. Ich wurde kein engagierter Kämpfer, kein Rebell oder gar Revolutionär. Einfach deshalb nicht, weil ich 1968 mit 32 Jahren zu alt war für einen Streetfighter. Überdies war ich längst zu sehr dem unabhängigen Journalismus verpflichtet. Ich war Beobachter, Zeitzeuge, Chronist. Ich wollte zeigen, was war, zeigen, was ist. Damals legte ich mir einen Satz über den Journalismus als Lebensmotto zurecht, der ziemlich pompös klang und auch als Ausrede verstanden werden kann. Er heißt: „Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie“.

Ich kümmerte mich als Filmemacher nicht so sehr um die Täter im deutschen Herbst, auch nicht um die direkten Opfer. Das taten andere. Ich konzentrierte mich bei der um sich greifenden Baader-Meinhof-Hysterie auf die indirekten Opfer, diejenigen Menschen, die staatlicher Verfolgung ausgesetzt waren, die vom Verfassungsschutz und der Polizei zu Sympathisanten, auch zu Anhängern der Terroristen gemacht wurden. Ich habe damals eine vielbeachtete Sendung über den Atomwissenschaftler Klaus Traube gemacht, der vom Bundesinnenministerium mit gezielten Informationen zum Terroristen gestempelt wurde. Er war aufgefallen, weil er sich vom Spitzenmanager der Atomindustrie zum erklärten Gegner der Kernkraft entwickelt hatte. Der Verfassungsschutz startete einen Lauschangriff. Ziel: Beweisen, dass Traube die Nähe von RAF-Terroristen gesucht habe. Eine Annahme, die sich als falsch erwies. Die Affäre weitete sich zu einer Regierungskrise aus, in deren Folge der verantwortliche Innenminister Werner Maihofer zurücktreten musste.

Wollen wir kurz nochmal bei den 1968ern bleiben?

Ja, 1975 geriet ich selbst in Verdacht. Ich will die Geschichte ausführlich erzählen. Sie ist mir sehr wichtig, und sie ist sehr lehrreich für unseren Beruf. In der Illustrierten „Quick“ erschien ein Artikel unter der Überschrift „33 Baader-Meinhof-Anhänger im WDR“. Der Bericht stützte sich auf ein Papier des Verfassungsschutzes. Hinter meinem Namen stand darin nur: „ein Bekannter von Irmtrud Finkelgruen“, sonst nichts. Kein Wort darüber, dass ich drei Jahre zuvor über die bis dahin mir nicht bekannte Kölner Jurastudentin einen Film gedreht hatte. Finkelgruen war FDP-Mitglied, ihr früherer Professor Ulrich Klug zu dieser Zeit FDP-Staatssekretär im Nordrhein-Westfälischen Justizministerium. Er hatte ihr ein Halbtagspraktikum im Kölner Gefängnis Klingelpütz vermittelt. Nach kaum drei Wochen wurde Finkelgruen entlassen. Der Vorwurf: Sie habe beim Nachtdienst durch die geschlossene Zellentür mit der wegen Mitgliedschaft in der Baader-Meinhof-Bande einsitzenden Astrid Proll gesprochen, habe wohlmöglich alle dort gefangenen Mitglieder der Gruppe befreien wollen. Dass Irmtrud Finkelgruen mit dem FDP-Politiker Klug bekannt war, wurde ihr zum Verhängnis. Zeitungen verbreiteten die CDU-Version der Affäre: „Klug habe die Studentin in den Klingelpütz eingeschleust, um die Befreiung der Terroristen vorzubereiten“. Die CDU witterte eine Chance, den Staatssekretär zu stürzen. Die Landesregierung ließ die Behauptung prüfen. Schon nach wenigen Tagen stand fest: „Nichts dran, alles falscher Alarm“. Der Staatssekre-

tär wurde in aller Form rehabilitiert. Ganz anders erging es der Studentin Finkelgruen. Ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Gefangenenbefreiung wurde gegen sie eröffnet. Wann immer sie ihre Wohnung verließ, folgte ihr ein Wagen – nicht einmal besonders unauffällig –, so als hätten die Polizisten darin den Befehl, ihr nicht nur auf den Fersen zu bleiben, sondern auch auf die Nerven zu gehen. All das habe ich in der WDR-Sendung dokumentiert. Dass ich als Autor des Berichts drei Jahre später in den Verfassungsschutzpapieren als Baader-Meinhof-Anhänger geführt wurde, ist mit der aufgeheizten Atmosphäre jener Zeit zu erklären. Ich glaube, dass der Staat in solchen Situationen dazu neigt, von seinen Bürgern Schlimmes anzunehmen. Ich habe in einem Aufsatz später geschrieben: „Was auffällt an den Verdachtsfällen in der Geschichte der Bundesrepublik seit der ‚Spiegel'-Affäre: Die Verdächtigungen kommen von oben – geradewegs aus Bundes- und Landesämtern, Bundes- und Landesregierungen". Misstrauen wird von Amtswegen geweckt. Das Publikum soll einen gehörigen Schreck bekommen. Wer bekannt ist in der Öffentlichkeit, gar prominent, kann sich nicht nur juristisch, sondern auch publizistisch gegen Verdächtigungen erwehren. Aber was ist mit den anderen, den vielen, die zufällig oder irrtümlich verdächtigt werden. Das wurde mein Thema. Denn ich bin der Überzeugung – bis heute –, wenn der Verdacht von oben erhoben wird, haben die Medien die Pflicht, besonders wachsam und misstrauisch zu sein. Unter Umständen als Gegeninformant tätig zu werden. Der Staat muss gelegentlich auch vor sich selber geschützt werden.

Hatte die Veröffentlichung dieses Papiers Konsequenzen für Sie im WDR?

Nein. Der Leiter der Intendanz, Helmut Drück, der bei Ihnen schon gesprochen hat, das aber nicht erwähnte, war selbst unter den 30, die da verdächtigt wurden. Ich frage mich, weshalb eigentlich... Ah doch, er hatte eine Verwandte, der Gudrun Ensslin irgendwie bekannt war oder irgend sowas. Der Vorwurf war absurd, er hat sich von selbst erledigt.

Sie waren aber auch mal kurzzeitig bei einer Zeitschrift, die „m" hieß und sind zurückgegangen, weil die Zeitschrift wieder eingestellt wurde.

Aus Neugier bin ich nach München gegangen. Ausgerechnet der Burda-Verlag wollte eine Zeitschrift mit Anspruch machen. Ich fand aber schon bald – lange bevor „m" eingestellt wurde –, das ist doch nicht die richtige Aufgabe für mich und bin zurückgegangen zum WDR und habe für sein Drittes Programm „Tagesthema" aus der Taufe gehoben. Eine 15 Minuten lange Ein-Thema-Sendung, gesendet an jedem Wochentag gleich nach der „Tageschau". Eine herrliche Aufgabe. Die wichtigste Nachricht des Tages aufzugreifen und Zusammenhänge und Hintergründe zu liefern. Martin Schulze, Wibke Bruhns und Reinhard Münchenhagen halfen dabei. Heinrich Böll war häufiger Studiogast.

1977 sind Sie dann zum ZDF gegangen. Wie kamen Sie dahin und warum zum ZDF?

Nach der großen Freiheit bei „Tagesthema" schien mir das, was die ARD unter dem Titel „Tagesthemen" plante, nicht sehr reizvoll. Es gab eine Verwaltungsvereinbarung zur Erstellung der Sendung. Vorgesehen war darin, dass die ARD-Anstalten paritätisch an den „Tagesthemen" beteiligt werden müssen. Man gab sich Mühe, zum Beispiel die Zahl der Moderatoren auf fünf zu begrenzen. Ich fand das eine unmögliche Konstruktion. Journalistisch nicht zu bewältigen. Später wurde auch ganz anders verfahren. Aber

weil das damals als so kompliziert erschien, nahm ich ein Angebot von ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel an, lieber zum ZDF zu kommen, um mit Dieter Kronzucker und Gustav Trampe das „heute-journal“, das Konkurrenzprodukt zu den „Tagesthemen“, ins Programm zu bringen.

Also es war damals schon ein Konkurrenzprogramm?

Ja, die beiden Sendungen starteten zum gleichen Termin, Anfang Januar 1978. Das Personal für diese Aufgabe war allerdings auch beim ZDF kunstvoll ausgewogen. Kronzucker war als Chef CDU/CSU-nah, ich als sein Stellvertreter wurde bei der SPD verbucht, war aber kein Parteimitglied. Ich fühlte mich auch der SPD nicht verpflichtet, erwartete auch nichts von ihr, sie auch nichts von mir. Aber es war schwierig die neue Sendeform durchzusetzen. Bis dahin bestanden die Fernsehnachrichten meistens aus 18 verschiedenen Meldungen. Die Parteien achteten streng darauf, angemessen zur Geltung zu kommen. Da wurde mit der Stoppuhr abgemessen. Wenn sich die Parteien als zu kurz gekommen fühlten, riefen die Generalsekretäre in der Redaktion an. Wir waren, glaube ich, eine Zumutung für die etablierten Parteien. Da kamen doch ein Dutzend Redakteure und formten die Welt nach ihren Vorstellungen, wählten aus den besagten 18 Meldungen drei oder vier aus und erklärten dazu, was sie für richtig hielten – was Journalisten für richtig hielten. Es hat Monate gedauert, bis die Politik an diese souveränere Form des Journalismus gewöhnt war.

Mit viel Tatendrang, Fantasie und guter Laune machten wir uns an die Arbeit, Sendungen kamen auf den Schirm, die man sich im deutschen Fernsehen bis dahin nicht hat vorstellen können.

Können Sie das konkreter machen?

Wenn zum Beispiel die Wirkung einer Neutronenbombe zu veranschaulichen war – einer Waffe, die alles Materielle bestehen lässt, alles Organische vernichtet – haben wir mich als Moderator elektronisch zerfallen lassen. Gespenstisch standen die Kameras im menschenleeren Studio. „Panikmache“, schimpfte die CSU. Oder ein anderes Beispiel: Helmut Schmidt hatte in Bonn über Franz Josef Strauß gesagt: „Der CSU-Vorsitzende verhalte sich in der Mitbestimmungspolitik wie ein Bulle, der pisst“. Keiner in der Redaktion verstand den Vergleich. Also schickte ich einen Reporter los, fachlichen Rat einzuholen. In München bei einem Tierwissenschaftler, Professor Doktor Sambraus hieß der auch noch, erhielt der Mitarbeiter die Expertise. Mit einem Zeigestock erläuterte der Professor am Modell eines Bullen: „Wenn der Bundeskanzler mit dem Vergleich gemeint haben sollte, dass sich der CSU-Vorsitzende in der Mitbestimmungsfrage schwankend verhält, so hat er ein durchaus treffendes Bild gewählt“.

Wie kam es dann zu „Was nun, …?“? Wie sind Sie auf die Idee gekommen, eine solche Sendung zu machen und wer ist Ihnen da als Gesprächspartner besonders in Erinnerung?

„Was nun, …?“ war von Anbeginn im Jahre 1985 ein großer Erfolg.

Wir hatten, Wolfgang Herles und ich, aus dem WDR das Prinzip vom „Kreuzfeuer“ übernommen. Zwei Journalisten fragen einen Politiker. Genau genommen hätten wir nur einen Journalisten für eine so wichtige Sendung gar nicht durchgesetzt.

Warum nicht?

Weil die jeweiligen Parteien gemeint hätten, dass dies zur Einseitigkeit führe. Ich habe die Sendung zuerst mit Herles, dann mit Klaus Peter Siegloch und schließlich mit Thomas Bellut gemacht. Deutsche Spitzenpolitiker der Reihe nach befragt nach ihren Absichten und Versäumnissen. Die Sendung wurde ein Klassiker unter den politischen Interviewsendungen. Es gibt sie heute noch.

Welche Personen sind Ihnen noch in besonderer Erinnerung? Also, an wen denken Sie besonders gerne zurück, oder wo worüber haben Sie sich besonders aufgeregt?

Unvergessen ist das letzte Gespräch in „Was nun, …?“ mit Helmut Kohl.

Ah ja.

Zur Parteispendenaffäre. Der CDU-Vorsitzende gab auf das Befragen von Thomas Bellut und mir zu, über zwei Millionen Mark an der Parteikasse vorbeigeleitet zu haben. Das führte zum Rücktritt des Vorsitzenden Kohl und eröffnete Angela Merkel den Weg nach oben.

1988 wurden Sie Chefredakteur des ZDF. Blieben das bis 2000 – eine ganz schön lange Zeit. Es wird allgemein gesagt, dass es Ihnen vor allem darauf ankam, dem Sender mehr Informationsprofil zu geben.

Das ZDF ist bald nach seiner Gründung 1961 als Unterhaltungssender bekannt geworden. Mit der Einführung der privaten Konkurrenz hatte sich die Chance ergeben, schon um sich zu unterscheiden, das journalistische Profil der Öffentlich-Rechtlichen zu schärfen. Mein Ziel war die journalistische Unabhängigkeit gegenüber der Politik zu behaupten und zugleich mit Kompetenz und Souveränität das Öffentlich-Rechtliche zu stärken. Zu meiner Zeit als Chefredakteur wurden „ZDF spezial“, das „Morgenmagazin“ und von Anfang 1983 an „Frontal“ ins Programm genommen. Große Aufmerksamkeit bekamen auch viele Sendungen zur Deutschen Einheit – sowohl Dokumentationen als auch Diskussionen.

Das ZDF erwies sich auf der Höhe der Zeit. Berlin war schon vor dem Umzug des Parlaments der wichtigste Platz für den Sender. Von hier aus wurden Politsendungen wie „Berlin direkt“ ausgestrahlt und bald darauf die Talksendung „Berlin Mitte“ mit Maybrit Illner.

Sie hatten das schon angedeutet: Eine Ihrer ersten Aufgaben, die Sie bewältigen mussten, war der gesellschaftliche Umbruch in der DDR und dann auch in weiteren Ostländern. Wie sind Sie damit umgegangen? Wie haben Sie darauf reagiert? Denn später haben Sie auch mal eingeschätzt, dass es am Anfang doch ziemlich Schönfärberei war.

Habe ich das, ja?

Haben Sie irgendwo mal gesagt, ja.

Aber Schönfärberei? Es gibt keinen Zweifel, dass die Presse und elektronische Medien dazu neigten, im Zuge der Ostpolitik Chancen auch für eine Umwälzung in der DDR und in den anderen Ostblockländern zu erkennen. Je länger der Ostblock und eben auch die

DDR existierten, umso deutlicher wurde, wie porös das System inzwischen war; dass das Ende des Kommunismus in Sicht kam.

Würden Sie sagen, das ZDF hat diesen Wandel und diese anschließende Wende befördert?

Ja, durch konsequente und glaubwürdige Berichterstattung aus der DDR. Vor allem in „Kennzeichen D“. Aber auch in vielen aktuellen Sendungen. Ich selbst bin häufig in der DDR gewesen und habe den Niedergang des Systems aus eigener Anschauung erkennen können und habe dann versucht, das in unseren (westlichen) Redaktionen zu vermitteln.

Kurz danach, fast gleichzeitig, kam die Golfkriegsberichterstattung 1990. Da haben Sie dann später mal davon gesprochen, dass Sie in den ersten Tagen Erfüllungsgehilfen des Militärs waren. Wie kam es dazu?

Wir sind, das heißt die gesamte Öffentlichkeit ist an der Nase herumgeführt worden. Es wurden Angriffe behauptet, die es gar nicht gegeben hat. Es wurden von Washington aus Lager von Massenvernichtungswaffen benannt, die es gar nicht gab.

Und da konnte kein Journalist dahinter gucken?

Es gab Produktionsstätten, die auch westliche Journalisten mindestens von außen gesehen haben. Aber dass darin die Produktion von Atomwaffen möglich wäre, versuchte nur das Weiße Haus uns weis zu machen.

Sie haben immer für die politische Unabhängigkeit des Rundfunks gestritten. Was wohl beim ZDF nicht immer ganz einfach war – schon aufgrund des Staatsvertrages. Das spielte in der Appel-Runde eine Rolle, als Appel als Moderator dann nicht mehr wirken konnte, und, als Sie schon im Ruhestand waren, bei der Nicht-Wiederwahl von Brender. Was hat Sie dazu bewogen?

Um mal grundsätzlich zu werden: Die Demokratie braucht verlässliche Informationen, unabhängige Sender. Ja-Sager haben im Journalismus den Beruf verfehlt. Das Fernsehen, habe ich häufiger gesagt, ist zum Teil kaputt gemacht worden, nicht nur von Politikern, sondern auch von willfährigen Journalisten. Die größte Gefahr für den politischen Journalismus ist die Komplizenschaft mit den Politikern. Je tiefer man sich bückt, desto besser kann man getreten werden. Ich habe in einer Zeitschrift direkt bestimmte CSU-nahe Journalisten aus Bayern angegriffen. Man brauchte denen gar nicht zuzuhören, wenn sie mit Strauß redeten. Da brauchte ich nur die Körperhaltung anzugucken.

Hat dieser Einsatz für die Unabhängigkeit etwas mit Ihrer politischen Orientierung grundlegend zu tun?

Nein, jede Partei, die sich demokratisch nennt, muss sich für die Freiheit der Presse und die Unabhängigkeit des Rundfunks einsetzen. Die meisten Politiker wissen inzwischen, dass direkte Konfrontation mit der Presse und dem Fernsehen beim Wahlvolk nichts bringt. Die Deutschen akzeptieren in ihrer Mehrheit die Rolle der Journalisten, Politikern auf den Zahn zu fühlen.

Wie würden Sie denn aber Ihre politische Orientierung beschreiben? Sie haben vorhin schon mal gesagt, Sie würden bei der SPD verrechnet, aber Sie sind kein SPD-Mitglied.

Ich bin parteiunabhängig, links mit starken liberalen Neigungen. Ich hoffe, ein souveraner Journalist.

Sie meinen also die Souveränität eines Journalisten hängt mit seiner Zugehörigkeit zu Parteien oder sowas zusammen?

Ich kann mir als Journalist die Mitgliedschaft in einer Partei schlecht vorstellen. Andere sehen das anders, aber ich würde mich gebunden und also beengt fühlen.

Aber Sie haben auch außerhalb Ihrer eigentlich journalistischen Arbeit sich stark für die Unabhängigkeit des Öffentlich-Rechtlichen gemacht, oder speziell des ZDF. Das ist noch eine andere Strecke. Wie gesagt, als Sie schon im Ruhestand waren, haben Sie sich dann dagegen gewandt, dass Brender nicht mehr wiedergewählt werden sollte, auf Betreiben der CDU.

Ja, die Parteivertreter im Verwaltungsrat des ZDF haben sich da viel herausgenommen und versucht auf die Personalpolitik des Senders direkt Einfluss zu nehmen. Ich habe es als Skandal empfunden, dass sie damit auch noch Erfolg hatten.

Sie haben unzählige Sendungen moderiert. In der Presse ist dazu zu lesen, sie wollten Chronist, Anwalt der Zuschauer und nicht Staatsanwalt sein, Lust auf Politik machen, Moderator und nicht Dompteur sein. Können Sie Ihr Moderationsprinzip ein bisschen beschreiben?

Journalismus ist eine Dienstleistung. Wir setzen den Zuschauer in die Lage, über Politisches Bescheid zu bekommen und mitreden zu können. Das ist nur möglich, wenn wir als Journalisten so redlich und so unabhängig, so engagiert und so mutig wie möglich arbeiten. Mich ärgert, dass das Fernsehen keinen der großen Skandale in der Bundesrepublik aufgedeckt hat. Sei es der Krach um den Gewerkschaftskonzern „Neue Heimat“, die Parteispendenaffäre oder den Barschel-Pfeiffer-Engholm-Konflikt. Stets hatten die Printmedien die Nase vorn.

Stimmt.

Mein Prinzip auch bei Interviews lautete: „Verbindlich in der Form, aber hart in der Sache. Fair bleiben“. Ich bin kein Fallensteller, aber ich will auf klare, jedem verständliche Fragen ebenso eindeutige Antworten erhalten. Bleiben sie aus, frage ich mehrmals nach, auch wenn viele Zuschauer dann finden: „Begreift der Bresser denn nicht, dass der Stoiber nicht antworten will?“.

Sie haben viele Preise erhalten. Darunter den eigentlich in der Branche hoch geschätzten Theodor-Wolff-Preis, aber Sie haben auch die „Saure Gurke“ der ARD/ZDF-Fernsehfrauen verliehen bekommen. Grund war, dass Sie bei der Verleihung des Hanns-Joachim-Friedrichs-Preises in althergebrachter Altherrenart, wie es darin steht, gegenüber Illner, Maischberger und Bauer aufgetreten seien. Andererseits haben Sie doch aber im ZDF Frauen gefördert. Ich denke gerade an Maybrit Illner. Wie geht das zusammen?

Es geht überhaupt nicht zusammen. Im ZDF galt ich als engagierter Frauenförderer, habe nicht nur Maybrit Illner, sondern auch Bettina Schausten und Marietta Slomka und noch andere auf den Schirm gebracht. Aber da gibt es diese Medienfrauen und die wollen alljährlich einen Chauvi finden und mit ihrem sauren und krummen Preis auf sich aufmerksam machen. In meinem Fall, das haben Sie geschildert: Ich habe bei der Verleihung des Hanns-Joachim-Friedrichs-Preises die Preisträgerinnen so befragt, wie ich auch einen männlichen Gast befrage. Ich fand, dass es starke Frauen wie Maischberger, Illner und Bauer nicht nötig haben, dass man ihnen sozusagen geistig in den Mantel hilft. Inzwischen muss man als Mann fast enttäuscht sein, wenn man nicht von der Jury der „Sauren Gurke" bedacht worden ist. Ich fühle mich jedenfalls wohl in dem Kreis der Preisgekrönten. Hans-Joachim Kulenkampff ist darunter, Johannes Gross, Peter Voß und Fritz Pleitgen. Marietta Slomka, Ranga Yogeshwar und Claus Kleber. Kleber hat die Annahme der „Sauren Gurke" abgelehnt. Es wurde auch Zeit.

Sie haben es nicht gemacht?

Nein, dazu bin ich zu höflich.

Nach Ihrem Abschied als ZDF-Chefredakteur haben Sie zunächst im Sender noch weiter „Was nun, …?" moderiert, sind dann aber sehr schnell zu n-tv, um Talk unter dem Titel „Talk in Berlin" zu übernehmen? Was hat Sie denn zu den Privaten gezogen?

Erstmal habe ich keine prinzipiellen Vorbehalte gegenüber privaten Aktivitäten. Unsere Gesellschaft funktioniert weitgehend aus dem Engagement von Privaten. Nun kam n-tv und bot die Möglichkeit, von Berlin aus jeden Sonntag mit einer guten Redaktion eine politische Gesprächssendung zu leiten. Zur Klärung der amerikanischen Verfehlungen im Irakkrieg hat die Sendung viel beigetragen, dank Gästen wie Peter Scholl-Latour, Guido Westerwelle, Christian Wulff und vielen amerikanischen Botschaftern und Politikern.

Hat das auch damit etwas zu tun, daß Sie sich im Prinzip zur gleichen Zeit heftig gegen die Boulevardisierung der großen Sender gewandt haben und beispielsweise Kerner und Beckmann als Weichspüler bezeichneten?

Ich sage nicht, dass die beiden das heute noch sind, aber sie haben anfangs eine sehr sanfte Tour eingeschlagen, Andere haben im privaten Fernsehen Sendungen gemacht, die weniger harmlos waren.

Also dieser Einstieg bei n-tv war nicht so zu sehen, dass es jetzt ein Affront zum ZDF oder so war?

Nein.

Es wurde ja zum Teil so aufgefasst oder diskutiert.

Das weiß ich gar nicht. Aber wenn es so war, ist das nicht richtig.

Sie wurden, laut Presse muss ich dazu sagen, mehr weiß ich darüber nicht, aber noch 2009 von der Telekom bespitzelt. Kann das sein?

Das hat jetzt nichts mit den Medien zu tun. Nicht mal mit meinem Beruf. Ich erzähle es Ihnen dennoch schnell. Ich hatte einen Freund in Florida und der hatte Geschäftsbezie-

hungen zur Telekom und konnte der Firma anbieten, ein Verteilernetz in Polen einzurichten. Die Telekom hat dafür Firmenadressen von ihm bekommen, dann aber nicht mehr von sich hören lassen und diese Kontakte selbst genutzt. Das war geschehen, bevor ich den Freund in Florida besuchte. Die Telefongespräche, die ich mit ihm führte, über ein Treffen bei ihm, sind von einer von der Telekom beauftragten amerikanischen Firma registriert worden. So kam ich vermeintlich in den Kreis der Geschäftspartner dieses Freundes. Und in die Schlagzeilen: Ex-ZDF-Moderator abgehört.

Was tun Sie denn heute noch? Ich habe gelesen oder gehört, dass Sie im Kuratorium des Berliner privaten Schlagerradios „B2“ sind. Da habe ich gedacht: „Hä, was will der denn da?“

„B2“ hat ein nennenswertes Informationsprogramm, dafür gibt es ein Kuratorium, in dem ich mich in bester Gesellschaft fühle – mit Dieter Stolte, Norbert Schneider, Erhard Thomas…

Das passt vielleicht nicht ganz zu einem Schlagersender, ist aber für ihn eine seriöse Ergänzung. Das Tummeln in einer uns nicht ganz vertrauten Welt kann ja nicht schaden.

Stimmt es eigentlich, dass Ihr Lieblingsvogel der Albatros ist und Ihre Lieblingsblume die Kornblume?

Es stimmt, mein Lieblingsvogel ist der Albatros. Er fliegt so elegant und landet so holprig, aber sehr lustig und am Ende sicher. Die Kornblume erinnert mich an jene gute alte Zeit, als die Felder vor allem im Osten Europas noch blau gesäumt waren.

Aber irgendwelche Übertragungen auf ihre journalistische Arbeit gibt es da nicht?

Beim Albatros schon. Elegant zu fliegen und turbulent, aber sicher zu landen – das wäre auch kein schlechtes berufliches Motto.

So, kommen wir zu den letzten beiden Fragen: Was war das Schönste in Ihrem langjährigen Berufsleben?

Die großangelegte ZDF-Sendung „Helft Russland!“ im Winter 1990. Gemeinsam mit dem „Stern“ hatten wir eine Hilfsaktion für das Land gestartet, das so viel für die Einheit Deutschlands getan hatte, dem es jetzt aber schlecht ging. Große Versorgungsschwierigkeiten führten sogar zu Hunger und Elend. Rolf Schmidt-Holtz, der Chefredakteur des „Stern“, und ich berichteten aus dem eiskalten Petersburg. Die Sendung hatte mit 26 Prozent Marktanteil große Resonanz und, was wichtiger war, auf den Spendenaufruf hin kamen 135 Millionen D-Mark zusammen. Geld, das nicht nur aus Hilfsbereitschaft, sondern auch aus Dankbarkeit für die russische Unterstützung beim Zustandekommen der Deutschen Einheit gegeben worden ist. Die Organisation „Care“ half beim Verteilen der Millionen, der Löwenanteil ging an Krebskliniken für Kinder.

Jetzt möchte ich noch wissen, was das Schlimmste war oder worüber Sie sich am meisten geärgert haben?

Der Tag, an dem die beiden Töchter und der Neffe von Dieter Kronzucker in der Toskana entführt worden sind.

Erklären Sie das mal ein bisschen.

Ich war seit der Arbeit im „heute-journal“ mit Dieter Kronzucker befreundet. Am Nachmittag der Entführung kam die Nachricht, ich hatte abends das „heute-journal“ zu moderieren – ein Schock. Alle Coolness, die man sich bei der Berichterstattung über Kriege und Katastrophen angeeignet hatte, reichte jetzt nicht aus. Mit belegter Stimme sagte ich das, was zu dieser Stunde gesagt werden konnte, es war nicht viel, aber meine Stimme war belegt, stockte auch einmal.

Daran habe ich gar keine Erinnerung. Wann war das?

1980. Kronzucker war noch keine zwei Jahre beim „heute-journal“ und ist danach als Korrespondent nach den USA gegangen, auch um dem Boulevardtrubel hier auszuweichen.

Vielen Dank für das Gespräch!

(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)